

Laudatio von Sigrid Löffler auf Terézia Mora

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Wir leben in einem Europa der Übersetzungen. Die Sprachräume gehen ineinander über, die Übersetzer gehen zwischen ihnen ein und aus; indem sie die Sprachräume wechseln, übersetzen sie sich auch selbst. Zweisprachigkeit kommt immer öfter vor und ist eine begehrte und erwünschte Kompetenz.

Übersetzer sind Grenzgänger. Das Überschreiten von Sprachgrenzen sensibilisiert sie in besonderer Weise: Die Auseinandersetzung mit Grenze und Grenz-Situationen gehört bei ihnen sozusagen zur sozio-kulturellen und psycho-semantischen Grundausstattung.

Ist der Übersetzer zudem noch Schriftsteller, sind dieser Überschreitung der Sprachgrenzen in der Regel schon eine Menge anderer Grenzüberschreitungen vorangegangen – topografische, politische, biografisch-familiäre, kulturelle, ästhetische. Der Übersetzer und Autor hat somit schon allerhand Entgrenzungen hinter sich, ehe sich diese auch literarisch manifestieren.

In einem Europa der Übersetzungen leisten die Schriftsteller Dolmetscher-Dienste, indem sie Kulturen – also Geschichte, Religion, Lebensstile, Mythen, Künste, Traditionen – nicht nur beschreiben, beglaubigen und tradieren, sondern indem sie ihre jeweilige Kultur auch anderen vermitteln, sie ihnen übersetzen. Durch diese Übertragungsarbeit ändert sich der Blick auf die eigene, wie auch auf die fremde Kultur.

Terézia Mora ist eine solche Übersetzerin und Autorin. Sie ist zweisprachig aufgewachsen, und sie ist eine Grenzüberschreiterin. Geboren wurde sie 1971 in Sopron, dem ungarischen Grenzstädtchen südlich des Neusiedler Sees, als Angehörige der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn. Die Grenze zum deutschen Sprachraum überschritt sie 1990. Als Neunzehnjährige verließ sie das sprachgemischte Grenzland und ging nach Berlin, wo sie Theaterwissenschaften und Hungarologie an der Humboldt-Universität studierte und zudem ein Drehbuch-Studium an der Deutschen Film- und Fernseh-Akademie absolvierte. Ein kurzes und schlimmes Intermezzo als Filmdramaturgin verleidete ihr rasch das Skript-Schreiben und zeigte ihr klar, was sie künftig machen wollte – nämlich selbstbestimmt künstlerisch arbeiten, als Übersetzerin aus dem Ungarischen und als Schriftstellerin.

Inzwischen hat sich Terézia Mora nicht nur als Übersetzerin aus dem Ungarischen einen glänzenden Namen gemacht – namentlich als die deutsche Stimme von Péter Esterházy, aber auch von László Darvasi oder

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Robert Bosch Stiftung

Lajos Parti Nagy. Vor allem für ihre brillante Übertragung von Péter Esterházy's Meisterroman „Harmonia Cælestis“ wurde sie viel gepriesen. Parallel dazu entstanden ihre schriftstellerischen Arbeiten, bislang ein Erzählungsband und zwei Romane. Schon ihr Erzähl-Debüt „Seltsame Materie“ 1999 wurde viel beachtet. Es trug ihr beispielsweise den Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preis ein sowie vor zehn Jahren den Chamisso-Förderpreis.

In „Seltsame Materie“ hat Terézia Mora ihre Herkunftsregion literaturfähig gemacht, den vergessenen Grenzlandwinkel von Sopron/Ödenburg. In diesen Erzählungen wird von dem ruhelosen, finsternen, mehrsprachigen Menschenschlag berichtet, der dort im Winkel hauste, im schlammigen Grenzdorf hinter dem verschilften Steppensee. Es sind dunkle und archaische Kindheits- und Jugendgeschichten. Sie erzählen von Grenzwächtern und Grenzgängern und vom tückischen Schilfsee, der Freiheit verheißt, aber auch Ertrinken. Die Freiheit winkt von drüben, vom anderen Ufer her, das man nicht sehen kann. Hier, am ungarischen Süd-Ende des Neusiedlersees, im unfesten Schlamm- und Schilfgürtel, war der so genannte Eisener Vorhang wie aufgeweicht. Als ungesicherte Grenze lockt er Fluchtwillige aus dem Landesinneren an und verschafft Schleppern aus dem Dorf ein Zubrot, oft in Gestalt von Goldplomben oder goldenen Eheringen, denn die Flüchtlinge sind meist mittellos. „Der See ist unser Auskommen, so oder so“, lautet der Familienspruch in einer der Erzählungen.

Die beiden Romane, die Terézia Mora ihrem Erzähl-Debüt folgen ließ, haben ihren Rang als deutschsprachige, aber zweisprachig geprägte Autorin weiter gefestigt: Der Roman „Alle Tage“ (2004) und der Roman „Der einzige Mann auf dem Kontinent“, erschienen im Sommer 2009. In Moras Literatur ist oft ein Nachhall der deutschen Sprachgrenze zu spüren: Dem Leser wird bewusst, dass hier eine Grenzgängerin ihr eigentümliches kulturelles Gepäck mit sich führt und eigene Traditionen mitbringt, eigene Erinnerungen und kulturelle Substanzen.

Ihr erster Roman „Alle Tage“ handelt denn auch von solchen sprachlichen Grenzerfahrungen und macht dieses Schwindelgefühl zwischen den Sprachgrenzen und über die Sprachgrenzen hinaus zu seinem Thema. Es geht um das Übersetzen, um das Problem der Identität von Menschen, die die Sprache wechseln und schließlich das Bewusstsein von Muttersprache überhaupt verlieren. Nicht zufällig ist Moras erster Romanheld, Abel Nema, ein Übersetzer.

Terézia Mora hat mehrfach geäußert, ihre beiden großen Romanfiguren seien bereits 1998 gleichzeitig bei ihr entstanden: das hochneurotische Sprachgenie Abel Nema aus „Alle Tage“ und der tollpatschige, eher einfach gestrickte Computer-Nerd Darius Kopp, „Der einzige Mann auf dem Kontinent“. Dass sie sich zuerst für Abel Nema entschied, hänge mit dessen

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination

Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Robert Bosch Stiftung

schwierigem Charakter zusammen – das Pathologische daran war ihr nahe und hat sie fasziniert.

Abel Nema hat einige äußere Lebensdaten mit seiner Autorin gemein. Auch er ist von Beruf Übersetzer, und er teilt mit ihr das Lebensalter im Jahr 2004 – im Roman ist er 33 Jahre alt. Er stammt aus einer kleinen Stadt in Südosteuropa, in der Nähe dreier Grenzen, und mit neunzehn Jahren setzt er sich nach Berlin ab, einerseits um der Einberufung zum Militär und einem heraufziehenden Bürgerkrieg zu entgehen, vor allem aber aus einem anderen Grund.

In Berlin wird Abel Nema bald staatenlos, denn sein Herkunftsland stürzt in Sezessionskriege und zerfällt in kleine Teilstaaten, doch Abel Nema gehört zu keinem, sein Pass gilt nicht mehr. Ihm droht die Abschiebung. Doch Landsleute helfen ihm, erkennen seine Begabung: Binnen zehn Jahren erlernt Abel Nema im Labor zehn Sprachen, die er alle völlig akzentfrei, aber auch völlig steril spricht. Er spricht „wie einer, der nirgends herkommt“, heißt es einmal über ihn. Er wandert in fremde Sprachräume ein und verliert dabei sich selbst. Und die Frau, die mit ihm eine Scheinehe eingeht, um ihn vor der Ausweisung zu bewahren, vermutet, Abel Nema habe „seine zehn Sprachen auch nur gelernt, um einsamer sein zu können als mit drei, fünf oder sieben“. Dieser Abel Nema ist eine ebenso geheimnisvolle wie faszinierende Gestalt. Er beherrscht zwar zehn Sprachen, aber er spricht kaum. Sein Schweigen bezaubert und verhext die Menschen. Er aber entzieht sich den Menschen, bleibt unberührbar, ein Meister des Verschwindens. Sein Name ist Programm: Nema – Niemand und Nichts.

Seine Sexualität gibt den Menschen Rätsel auf, als Geschlechtswesen bleibt er ihnen ungreifbar und unbegreiflich. Sie reagieren heftig auf ihn, sie hassen ihn, verzweifeln an ihm, kämpfen mit ihm, verlieben sich in ihn. Abel Nemas Tragödie liegt aber darin, dass sich ein bestimmter Mensch eben nicht in ihn verliebt hat – der einzige Mensch, auf den es ihm auf der Welt ankäme, sein Schulfreund Ilija, der einzige Mensch, zu dem Abel Nema je gesagt hat „Ich liebe dich“, und der ihn schroff zurückwies: „Ich dich aber nicht.“

Der Schmerz dieser Zurückweisung brennt sich unauslöschlich in ihm ein und wird tragisch manifest, weil ihn der Bürgerkrieg gleichzeitig in die Fremde hinausgeschleudert hat. Beides zusammen macht aus Abel Nema einen zerquälten, rastlosen und unglücklichen Menschen. Das Trauma macht ihn empfindungslos. Alle seine Sinne, mit Ausnahme des Gehörs, sind gedämpft; Abel schmeckt und riecht nichts mehr, wird niemals betrunken, kann sich in der Welt nicht mehr orientieren, verirrt sich permanent, kommt immer und überallhin zu spät, lebt wie aus der Welt gefallen, bleibt immer und überall ein Fremder, Nicht-Zugehöriger.

Er treibt sich in Schwulenbars herum, aber er bleibt nur Zuschauer. Er schleppt Strichjungen ab, aber er berührt sie nicht. Er sei unberührt, beichtet

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

er gegen Schluss des Romans, in einem riesigen, wüsten Monolog, in dem er erstmals „Ich“ sagt: Er habe sie aufbewahrt für den einen und einzigen Bräutigam. Doch diese Beichte geschieht im Drogenrausch, in einem Delirium knapp unter der tödlichen Dosis. Am Anfang und am Ende des Romans erleben wir Abel Nema, wie er halb totgeschlagen und kopfunter von einem Klettergerüst auf einem verwahrlosten Spielplatz hängt, die Füße mit Klebeband zusammengebunden. Passantinnen finden ihn, mit schwerem Schädeltrauma und aus einer Seitenwunde blutend. Der Roman erzählt, wie Abel Nema dahin gelangt ist und wer ihn so zugerichtet hat.

Der Roman besticht durch den Reichtum und die Vielfalt an Lesarten, die er anbietet. „Alle Tage“ ist eine obsessive Liebesgeschichte, ein politischer und metaphysischer Zeit- und Gesellschaftsbefund und zugleich eine Märtyrer-Legende. Die religiösen Konnotationen sind unübersehbar. Abel Nema ist nicht nur ein biblischer Abel; er ist auch eine negative Christus-Figur, eine Erlösergestalt, die niemanden retten kann, am allerwenigsten sich selbst. Es ist ein Freitag, an dem Abel 33-jährig kopfunter gekreuzigt wird und in einen todesähnlichen Schlaf verfällt. „Jetzt wirst du vollendet“, denkt er noch. Es liegt auf der Hand, dass man Terézia Moras Erstlingsroman auch als politische Metapher lesen kann – als Allegorie auf den identitäts- und heimatlosen Migranten, der sich einerseits überall anpassen kann, aber andererseits überall als ein Fremdkörper hervorsteht. Das ist ja ein Thema des Romans: das moderne Arbeitsnomadentum, die migrantische Existenz, der Selbstverlust in der Fremde.

All dies in einem quecksilbrigen, fintenreichen, temperamentvollen Erzählton vorzubringen, ist Terézia Moras besondere Kunst. In ihren beiden Romanen bisher hat sie einen ganz eigentümlichen, rasanten Erzähl-Stil entwickelt. Es gibt bei ihr keinen klar benennbaren Erzähler, schon gar keinen allwissenden; es sind viele Stimmen, die sich gegenseitig ins Wort fallen und das Geschehen aus den unterschiedlichsten Perspektiven kommentieren. Auch wenn nur einer denkt und redet, denkt und redet er mit sich selbst durcheinander, widerspricht sich in Rede und Gegenrede und in blitzschnellen Modulationswechseln. Wie sonst ließe sich die Desorientierung und Fragmentierung in einer so komplexen wie zerfaserten Welt angemessen darstellen.

Denn auch Moras zweiter Romanheld Darius Kopp ist eine halt- und orientierungslose, fragmentierte Existenz, ein Luftwurzler, wenn auch – ganz anders als Abel Nema – ein tragikomischer. Darius Kopp arbeitet in der IT-Branche, er ist Informatiker in Berlin und vertreibt kabellose Netzwerk-Systeme. Eigentlich ist alles in seiner IT-Welt bloß virtuell – ungreifbar, immateriell und flüchtig. Seine Firma, die er als „Der einzige Mann auf dem Kontinent“ vertritt, ist nur eine Website im Internet; die Mitarbeiter sind nichts als ein paar global verstreute Internet-Adressen und Handy-Nummern; Kopp macht Luftgeschäfte mit virtuellen Produkten und virtuellem Geld. Kopp ist netzsüchtig, doch inmitten der permanenten Flackerreize der

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Kommunikationsmaschinen, an die er angeschlossen ist, kommuniziert er nur ins Leere.

Denn dies ist die Ironie des Romans: Darius Kopp hält sich für einen Teil der Informations-Elite der Welt, doch de facto ist er von allen wichtigen Informationen abgeschnitten. Den Widerspruch zwischen dem grandiosen Selbstbild der IT-Branche und der kläglichen Realität von Kopps Berufsalltag kostet Terézia Mora genüsslich aus, doch ohne ihren tollpatschigen und chaotisch desorganisierten Helden zu denunzieren. Das prahlerische Gerede und bombastische Auftreten der IT-Menschen mit ihrem Fach-Kauderwelsch kann nicht darüber hinwegtäuschen, wie prekär deren Lage tatsächlich ist, ständig bedroht von Firmen-Übernahmen und Firmen-Pleiten. Terézia Mora liefert die spöttische Innenansicht einer fragwürdigen Branche, die spätestens seit der New-Economy-Krise entzaubert ist.

Darius Kopp ist das glatte Gegenteil eines smarten, effizienten Managers. Er ist ein Schlamper und Faulpelz, träge, unkonzentriert und undiszipliniert. Alles Unangenehme schiebt er auf und vor sich her („Morgen ist auch noch ein Tag“). Er ist ein Oblomow, gesegnet mit der Gabe des Verdrängens, ein Stoiker und Phlegmatiker von sturem Weltvertrauen („Man mag mich“). Er blendet alles aus, was ihn aus der Ruhe bringen könnte. Und er will nicht wahrhaben, dass er als Verkäufer, Kundenbetreuer und Mitarbeiter völlig unproduktiv ist: „Du bist ein Nullsummenspiel, nein, das wäre zu hart gesagt. Nein, ich bringe ihnen schon mehr ein, als dass ich sie koste (Das stimmt nicht ...).“

Unentwegt surft Kopp im Internet, aber er erreicht niemanden, am allerwenigsten seine Chefs. So weiß er nicht, dass seine Firma längst verkauft ist und sein Posten als „einziger Mann auf dem Kontinent“ gar nicht mehr existiert. Das ist die böse Pointe des Romans: Darius Kopp ist bereits die ganze Zeit arbeitslos, während er noch sinn- und orientierungslos herumkurkt.

Ist Darius Kopp also ein Loser, der klassische Verlierer, der immer auf der Strecke bleibt? Oder ist sein Panzer aus gemütlicher Dickfelligkeit und unerschütterlicher Zuversicht vielleicht die einzig richtige Haltung in der heutigen Arbeitswelt, wenn man nicht aufgerieben werden und nicht verzweifeln will vor Existenzangst?

Terézia Moras hochironischer Roman ist für beide Lesarten offen. Ihr Darius Kopp ist im Kern unverwundbar und unverwüstlich. Seine Trägheit lässt sich verstehen als Akt des Widerstands und der charmanten Renitenz. Sie immunisiert ihn gegen die verschleißenden Ansprüche der Arbeitswelt. So gesehen, muss man sich Darius Kopp als glücklichen Menschen vorstellen. Und man wäre nicht überrascht, wenn man ihm in Terézia Moras nächstem Roman erneut begegnen würde.

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Robert Bosch **Stiftung**

In der Zwischenzeit aber und bis es soweit ist, soll Terézia Mora heute für ihre Übersetzungsarbeit wie auch für ihr literarisches Werk mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung ausgezeichnet werden. Zu dieser Auszeichnung möchte ich Ihnen, liebe Terézia Mora, sehr herzlich gratulieren.

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination

Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Laudatio von Hubert Spiegel auf Abbas Khider

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

als Adelbert von Chamisso am 7. September des Jahres 1815 in Plymouth eintrifft, ist Napoleon bereits auf dem Weg ins Exil nach St. Helena. Der Weltreisende, der in der englischen Hafenstadt an Bord der „Rurik“ seine Weltumsegelung beginnen will, verpasst den Welteneroberer um genau eine Woche: „Während Napoleon seinem Unglück entgegenfährt, trägt Chamisso“, so schreibt seine Biographin Beatrix Langner, „seines schon lange bei sich“.

Ein Diktator, eine Reise um die halbe Welt und ein Reisender, der glaubt, das Unglück habe sich in seinem dürrtigen Reisegepäck eingenistet und begleite ihn überall hin, das begegnet uns auch in Abbas Khiders erstem Roman „Der falsche Inder“. Chamisso flüchtete sich in eine Expedition, Abbas Khider schildert eine Flucht als Forschungsreise. Sie wird auf unfreiwillige Weise erkunden, wie viel ein Mensch zu ertragen vermag, wie viel er verlieren kann, ohne darüber verrückt zu werden, wie viel er an Erinnerungen, Bindungen und Gefühlen in seinem seelischen Reisegepäck mit sich führen kann, ohne auf seinem Weg ohne Ziel unter diesem Gepäck zusammenzubrechen. Was bedeutet es, wenn das letzte, was einem geblieben ist, die Erinnerungen sind an das Leben, das man einmal geführt hat und man dann feststellen muss, dass Erinnerungen schwerer wiegen können als Blei? Was bedeutet es, wenn man das letzte, was einem geblieben ist, zurücklassen muss?

Abbas Khider gibt uns eine unter vielen möglichen und unmöglichen Antworten auf diese Fragen und er vermittelt uns, die wir uns nie in einer vergleichbaren Situation befunden haben, zumindest eine Ahnung davon, was es heißt, ein Flüchtling zu sein. Der Diktator, der im Roman ein ganzes Volk ins Unglück stürzt, ist Saddam Hussein, und die Weltreise, die Abbas Khider schildert, findet statt, weil sie die einzige Möglichkeit ist, Saddams Regime zu entkommen. Sie führt von Bagdad nach Jordanien, Libyen, Griechenland, die Türkei und Italien nach Deutschland. Seit der Antike haben die Leser Homers mehr oder weniger vergeblich versucht, die Irrfahrten des Odysseus auf der Landkarte zu verfolgen. Die Leser von Abbas Khider können dies ohne größere Schwierigkeiten tun: Wir erfahren genau, wie die Reiseroute dieses unglücklichen Odysseus aus Bagdad verläuft, ob die Eisenbahn oder ein Schiff benutzt wird, ob ein Schlepper den Flüchtling begleitet oder ob er sich auf eigene Faust oder mit Freunden und Zufallsbekanntschaften durchzuschlagen versucht. Man erfährt manches Nützliche und hofft dabei inständig, dass man dieses Wissen niemals anwenden muss, zum Beispiel wenn es um die Tarife für Menschenschmuggel im griechisch-türkischen Grenzgebiet geht.

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Man kann also mit dem Finger über die Landkarte fahren und der Route folgen und wird doch rasch den Überblick verlieren. Denn es geht wild hin und her. Abbas Khider springt von einem Ort zum anderen und wechselt die Schauplätze, aber auch die Zeitebenen oft mehrmals innerhalb weniger Seiten. Das hat seinen Grund, und dieser Grund ist literarischer Natur. Denn wir haben es nicht mit einer Reportage oder einem chronologisch geordneten Erfahrungsbericht zu tun, sondern mit einem Roman, einem literarischen Text also, der nach einer literarischen Form verlangt. Abbas Khider macht die Suche nach dieser Form selbst zum Thema seines Buches.

Es beginnt mit einer klassischen Rahmenhandlung: Ein Reisender findet in seinem Zugabteil einen Umschlag mit einem Manuskript, das die Lebensgeschichte des Verfassers enthält, die wiederum mit der Lebensgeschichte dessen identisch ist, der das Manuskript nun so unerwartet in seinen Händen hält. „Der falsche Inder“ ist also das Buch, das sein Finder selbst seit Jahren vergeblich zu schreiben versucht hat.

Es ist kein verspäteter postmoderner Manierismus, wenn man in diesem Roman so oft vom Schreiben und vom Papier die Rede ist. Vor allem in der ersten Hälfte des Buches werden der Vorgang des Schreibens und seine Bedeutung für den Erzähler immer wieder thematisiert. Rasul Hamid, so lautet der Name des Verfassers, erliegt früh dem Schreibzwang, der für ihn erotisch aufgeladen ist. Es ist der Anblick weiblicher Schönheit, der ihn zur Feder greifen lässt, als wäre er ein provençalischer Troubadour. Später, als wegen politischer Aktivitäten inhaftiert ist, ritzt er seine Worte mit Steinen in Gefängniswände. Weil er kein Geld hat, stiehlt er Papier. Er schreibt Liebesgedichte, die niemand sehen darf, auf Papier, von dem niemand wissen darf, denn es ist fast immer gestohlen. Nichts davon, nichts von diese frühen Werken Rasul Hamids, bleibt ihm. Es gehört zum Wesen all dieser Aufzeichnungen, dass sie verlorengehen. Denn so verweist Abbas Khider auf den fundamental anderen Charakter der Schrift und der Literatur in der Diktatur. Wir schreiben Dinge auf, um sie zu bewahren, damit sie sicher sind vor dem Vergessen. In der Diktatur ist der Vorgang des schriftlichen Bewahrens hingegen mit der größten Unsicherheit verbunden. Texte können ihre Verfasser an den Galgen bringen, an die Schaukel der Helden, wie es einmal im Roman heißt.

Von Anfang an bedeutet die Schrift Gefahr. Der Vater, über Nacht zum Anhänger Saddams geworden, wirft die Manuskripte und Bücher des Sohnes ins Wasser. Die mühsam aus dem Gefängnis geschmuggelten Aufzeichnungen werden von der ahnungslosen Mutter versehentlich verbrannt. Andere Texte werden bei wechselnden Geliebten zurückgelassen. Nichts, was der Flüchtling schreibt, bleibt. Keiner seiner Texte ist von Dauer. Was der Dichter aufs Papier bringt, sollte beständiger sein, als wäre es in Erz gegossen. Aber Rasul Hamids Worte sind wie in den Sand geschrieben.

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Rührt Abbas Khider damit nicht an eine der Grundfesten des Chamisso-Preises?

Im Jahr 1973 wird Abbas Khider in Bagdad geboren, und der Revolutionsrat ernennt Saddam Hussein zum Drei-Sterne-General der irakischen Streitkräfte. Während Abbas Khider heranwächst und zum Teenager wird, führt Saddam Krieg: Erst gegen das Nachbarland Iran, dann, 1990/91, gegen Kuwait, dem die Vereinigten Staaten als Verbündeter beistehen. Zehntausende, ja Hunderttausende junger Iraker, oft nur wenig älter als der Teenager, der damals in Bagdad heranwuchs, müssen ihr Leben auf den Schlachtfeldern lassen. Zwei Jahre später, Abbas Khider ist gerade einmal neunzehn Jahre alt, wird er erstmals verhaftet. Fast sein ganzes Leben hatte Abbas Khider in einer Diktatur verbracht. Er kannte nichts anderes. Es gab weder Satellitenfernsehen noch das Internet. Und doch entschließt er sich noch als Jugendlicher zum Widerstand und wird politisch aktiv.

Rasul Hamid rekapituliert zu Beginn des Buchs die Jahre des Kriegs und der zahllosen kleinen Kämpfe und Aufstände und zieht ein fatalistisches Fazit: „Das Feuer ist das Schicksal dieses Landes, gegen das selbst die Wasser der beiden großen Flüsse Euphrat und Tigris machtlos sind.“ Aber wie sein Autor wollte Rasul Hamid sich nicht widerstandslos in dieses Schicksal fügen.

Achtzehn Monate und vier Tage verbringt Hamid in einem irakischen Gefängnis, dessen Wände er mit seiner Schrift bedeckt, bevor er in der Krankenabteilung endlich das heißersehnte Schreibpapier bekommt. Ihm genügen wenige Sätze, um die Folgen von Haft und Folter zu beschreiben: Angstattacken, Schlafstörungen, Albträume – „Das Gefängnis hatte ich zwar hinter mir gelassen, aber es existierte immer noch tief in meiner Seele.“ An anderer Stelle heißt es: „Ich kann nicht mehr schlafen. Nur vormittags lege ich mich manchmal hin. Im Gefängnis war es dunkel. Ich habe zwei Jahre die Sonne nicht sehen können. Man hat mich mit Elektroschocks gefoltert. Das Gefängnis ist fort, die Dunkelheit ist geblieben.“

Im Gegensatz zu dem ersten Zitat stammen die letzten Sätze nicht aus dem Roman, sondern aus einem kurzen Interview, das Abbas Khider im vorigen Jahr gegeben hat. So hart und unmittelbar und für hiesige Verhältnisse kaum vorstellbar können mitunter Fiktion und Realität, Romanhandlung und Autobiographie aneinanderstoßen. Im selben Interview verriet Abbas Khider auch, wie er mit der Last seiner Erlebnisse während der Haft umzugehen lernte: „Mit Humor. Der Mensch hat diese wunderbare Fähigkeit, selbst in der grausamsten Situation noch Humor haben zu können. Ich bin mir sicher, dass auch im Nationalsozialismus einige Leute nur dadurch überlebten, dass sie sich ihren Humor bewahrt haben.“

Wie scharf und ätzend, aber auch selbstironisch dieser Humor sein kann, zeigt sich nicht nur im Roman, sondern auch in den Gedichten, mit denen Abbas Khider die literarische Szene betrat, bevor 2008 sein Debütroman

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

erschien. In dem von seinem Landsmann Khalid Al-Maaly vor drei Jahren herausgegebenen Band mit dem Titel „Rückkehr aus dem Krieg“, einer zweisprachigen Anthologie neuer irakischer Lyrik, zieht Khider einmal einen Vergleich, der auf deutsche Leser zwar verstörend wirken mag, aber im Licht von Khiders Worten über die Funktion des Humors eine ungeheure Prägnanz entwickelt: „zig Massaker auf den Straßen/ und ein weiteres Massaker/ im Schaukelstuhl zwischen Abbas Khider/ und dem Gedicht.“ Hier geht es nur auf den ersten Blick um die Diskrepanz zwischen dem Morden draußen und der scheinbar geruhsamen Situation des Lyrikers im Schaukelstuhl. Tatsächlich wird hier eine innere Beziehung zwischen der realen Situation auf den Straßen und dem Gedicht hergestellt und im selben Atemzug ironisiert: Die Massaker sind nicht identisch, aber sie haben durchaus miteinander zu tun.

Als Abbas Khider 1996 aus dem Gefängnis entlassen wird, flieht er aus dem Irak und beginnt eine Odyssee als illegaler Flüchtling durch etliche Länder, bevor er im Jahr 2000 nach Deutschland kommt. Er ist auf der Durchreise, besitzt aber keinen gültigen Pass und wird deshalb verhaftet. Die Ausweisung in den Irak droht, kann aber durch einen Asylantrag abgewendet werden. Seitdem lebt Khider in Deutschland, zunächst in München, wo er das Studium der Philosophie und Literaturwissenschaft aufnahm, später zog er nach Berlin, wo er seinen ersten Roman vollendete. Die Kritik hat „Der falsche Inder“ als „radikal unsentimentalen Report aus der Hölle“ bezeichnet. Das trifft nur zum Teil zu. Wie eng der Verlust der Heimat für den Umherziehenden mit dem Verlust fast aller Rechte verbunden ist, wie sich Ohnmachtserfahrung an Ohnmachtserfahrung reiht, das beschreibt Abbas Khider nicht nur mit kaltem Blick, sondern auch mit scharfem, lakonischem Humor. Aber mein Einwand ist noch ein anderer: Die Bezeichnung „Report“ wird dem literarischen Anspruch dieses Buchs nicht gerecht. Fünf Jahre lang, so verrät schließlich der Erzähler, habe er vergeblich versucht, seine „Fahrt auf dem Geisterschiff“, seine „Odyssee“, niederzuschreiben: „Und immer wieder hörte ich auf, weil ich nicht überzeugt war, weil mir die Erzählstruktur fehlte, weil ich nicht zufrieden war. Ich wusste immer genau, was ich schreiben wollte, aber eben nicht wie!“

Dass er „Der falsche Inder“ auf Deutsch verfasste, so hat der Schriftsteller einmal gesagt, habe ihm auch manches erleichtert: „Wenn ich auf Arabisch schreibe, handelt alles vom Leid. Das Deutsche hält mich auf Distanz“.

So, mit der hilfreichen Distanz, die eine neue Sprache vermittelt, mit seinem facettenreichen Humor als Überlebensmittel und dem Formbewusstsein des Lyrikers ist Abbas Khider ein außergewöhnlicher Roman gelungen, der seinen autobiographischen Gehalt in einem raffinierten Wechselspiel von Enthüllen und Verbergen entfaltet. Das Kind, das in Bagdad in die erste Klasse der Grundschule kam, als Saddam Hussein die „erste Klasse der Macht“ erlangte, wie es im Buch heißt, hat den Diktator und seine

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination

Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Robert Bosch **Stiftung**

Schreckensherrschaft überlebt – im Roman und in der Realität. Aber noch etwas anderes ist damit gerettet. Den gesamten Roman über ist auch die Schrift auf der Flucht, sie muss sich verstecken, hat unentwegt Angst vor Entdeckung. Auf dem Umweg über die Rahmenhandlung, Sie erinnern sich an das gefundene Manuskript im Umschlag, hat Abbas Khider auch für sein eigenes Schreiben einen sicheren Platz gefunden. Mit der Lebens- und Leidensgeschichte, die nach langer Suche endlich die ihr gemäße literarische Form fand, hat er die Literatur für sich und für seine Leser wieder zu ihrer eigentlichen Funktion befreit: Sie bewahrt uns und unsere Schicksale vor dem Vergessen. Ich gratuliere Abbas Khider von ganzem Herzen zum Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis 2010!

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination

Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Laudatio von Barbara Müller-Wesemann auf Nino Haratischwili

(Es gilt das geschriebene Wort.)

Was für ein schönes Ereignis ist doch die Ehrung einer jungen Künstlerin, gerade auch dann, wenn es nicht die erste ist. Dabei war der Anfang eher schwierig, denn

- im zarten Alter von sechs Jahren lief sie bei einem Casting für die Rolle des Rotkäppchens weinend davon und ward nicht mehr gesehen;
- mit 14 kehrte sie nach Georgien zurück, nachdem sie - gemeinsam mit ihrer Mutter - zwei Jahre in Deutschland gelebt hatte;
- mit 15 wendete sich das Blatt: sie gründete eine Schultheatertruppe und verlegte sich vor allem aufs Schreiben und Inszenieren;
- mit 24 hatte sie ein Filmstudium in Tiflis und ein Regiestudium in Hamburg absolviert;
- bis heute wurden zehn ihrer Theaterstücke auf deutschen Bühnen gezeigt, und demnächst erscheint ihr erster Roman.

Nino Haratischwili ist in zwei Kulturen zuhause, zuweilen auch dazwischen. Sie kennt sich aus im Umgang mit ganz unterschiedlichen Lebensmodellen, kann schreibend mit ihnen spielen, sie hinterfragen, verteidigen oder überzeichnen. Ihr Blick auf die Welt ist kritisch und leidenschaftlich, manchmal voller Wut, aber nie denunziatorisch. Sie hat einen ganz eigenen Ton gefunden, der ihrer Sprache Pathos ohne Sentimentalität und ihren Protagonisten Menschlichkeit ohne Verklärung verleiht. Über die Gegenwart des fiktiven Geschehens legt sie eine zweite Ebene, einen Möglichkeitsraum aus poetischen Texten, die den vorwärts drängenden Erzählungen kleine Atempausen verordnen.

Konstitutiv für die Figuren ist die unbedingte Hingabe an das Leben, die Liebe, die Kunst. Oft scheint ein utopisches Moment auf, ein rauschhafter Zustand, der die Verknotungen der Seele löst, aber bei dem man nie weiß, was am Ende dabei herauskommt: Glück oder Verzweiflung, Leben oder Tod. Wie sollen wir leben? Das ist die Kardinalfrage, die wie ein roter Faden alle Stücke durchzieht. Eine Antwort darauf findet sich nicht, aber eine Haltung, und eine ziemlich radikale zumal. Leben bedeutet Risiko; wer sich ihm nicht stellt, hat schon verloren.

Eines ihrer Stücke trägt den Titel *Liv Stein*:

Durch den Tod ihres Sohnes ist für die Pianistin Liv Stein die Welt zusammen gebrochen. Sie hat den Konzertflügel in den Keller verbannt, verwahrlast Tag für Tag mehr und will niemanden sehen. Da taucht eine junge Frau namens Lore auf, eine Freundin des Sohnes, wie es scheint und ihre Gegenwart wirkt wahre Wunder: Liv kehrt zum Leben und zur Musik zurück. Doch eines Nachts holt eine grausame Realität, ausgelöst durch Eifersucht, Lüge und Verrat, alle Beteiligten ein....

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Der Prolog des Stücks zitiert den antiken Mythos der stolzen Niobe, die – weil sie die Göttin Leto verspottete – ihre 12 Kinder verlor. Aus Mitleid, so heißt es, hätten die Götter die gramgebeugte Niobe in einen Fels verwandelt, über den seither die Gebirgswasser wie Tränen fließen. Auch Liv ist zu Stein geworden; doch da die Götter nicht mehr zuständig sind, straft sie sich selbst. Im Mai 2008 wurde *Liv Stein* beim Heidelberger Stückemarkt, dem wichtigsten Festival zur Förderung junger Dramatiker, mit dem Autorenpreis ausgezeichnet.

Im selben Jahr erhielt Nino Haratischwili für ihr Stück über Georgien den Hamburger Rolf-Mares-Preis. Mindestens drei Geschichten sind in *Georgia* kunstvoll miteinander verwoben, eine Liebe in Deutschland, die Reise einer jungen Frau namens Nelly in das zerstörte Land ihrer Kindheit und eine Spurensuche: Nellys Mutter, die bei einem Autounfall in Moskau ums Leben gekommen ist, hat 1990, so erzählt man in der Familie, ihren Mann und ihre damals noch kleinen Kinder für einen Russen verlassen. Nelly will Gewissheit. In Tiflis trifft sie auf ihren verbitterten Vater, ihre exzentrische Tante und ihren Bruder. Keiner der drei ist bereit, Nelly bei ihrer Suche nach der Wahrheit zu helfen. Aber sie gibt nicht auf, so lange nicht, bis sie ihre Mutter von der vermeintlichen Schuld und sich selbst von dem Trauma des verlassenen Kindes befreit hat.

Mit nahezu kriminalistischer Akribie werden Gegenwärtiges und Vergangenes vor uns ausgebreitet, und unser Erschrecken darüber hinkt immer etwas hinterher. Der ursprüngliche Titel, *Agonie*, und die Widmung „für alle Frauen meiner Familie ...“ lassen die politische Wucht und die humanistische Botschaft eines Dramas erahnen, dessen Sogkraft man sich nicht entziehen kann.

In meiner Laudatio darf ein Name nicht fehlen: Marina Zwetajewa. Die Poesie der russischen Dichterin hat Nino Haratischwili seit frühester Jugend begleitet, ihre Leidenschaft für die Kunst vielleicht entfacht, sicher aber immer genährt. 2007 entstand ein Dialog über die Nöte des Schreibens mit dem Titel: *Ich, Du, Marina. (Fragment einer Nacht)*.

Der Schauplatz: ein Fensterbrett weit oben in einem Hochhaus mit Blick über das nächtliche Moskau. Darauf: zwei Frauen, die nüchtern-realistische, tote Dichterin und das mal ängstliche, mal aufmüpfige Ich.

Wir werden Zeugen eines Zwiegesprächs über Zwetajewas Traum vom Leben als Schreiben und seine Spiegelungen in ihrer lebensmüden, lebenswütigen Bewunderin. „Tote haben kein Mitleid“, sagt Zwetajewa, doch derart lapidare Kommentare bringen das Ich nicht zum Schweigen. Es will die Sprache erobern, um in ihrem Kern das Absolute zu entdecken, aber immer wieder muss es erkennen, dass es nicht weit genug geht: „Ich strebe das offene Meer an, und doch wünsch’ ich mir heimlich eine Insel.“

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination
Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010

Robert Bosch **Stiftung**

Im Morgengrauen bleibt das Ich allein zurück und beschließt, nach Hause zu gehen. Nicht, dass seine Zweifel jetzt beseitigt wären; nein, immer wieder wird die Sinnfrage auftauchen, aber es wird dann denken, „wenn mir bloß nie die Tinte ausgeht – dann wird alles gut. [...] Das, was ich tue, hat keinen Sinn, aber das, was ich tue, gibt mir einen.“

Pressekontakt

Stephanie Ferdinand
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

Pressekoordination

Adelbert-von-Chamisso-Preis
Susanne Meierhenrich
Telefon +49(0)171 / 742 17 17
smeierhenrich@t-online.de

04. März 2010